

Einsame Menschen.

Eine Weihnachts-Geschichte von J. Oppen.

Wie in Goldglanz schienen die Umrisse der Häuser getaucht, so gleißte die Winter Sonne am Vormittag des 23. Dezember und brach ihre Strahlen in den bereiften Aesten und Zweigen des Thiergartens, daß sie wie in Diamanten funkelnd dastanden. Auf dem hart gefrorenen weißen Boden flogen die Schritten mit lustigem Geläut vorüber.

Walter Horn sah vom Fenster seines elegant eingerichteten Junggesellenheims, trotz des wunderschönen Landschaftsbildes, das vor ihm lag, recht mißmuthig hinaus.

Es war 11 Uhr Vormittags. Vor wenigen Minuten war er den Händen seines Dieners, der ihm beim Ankleiden behilflich war, entgangen. Das Wasser im Theetasse fing an zu singen.

Der junge Mann wandte sich gelangweilt vom Fenster ab und schaute zerstreut die Briefschaften, die auf einer silbernen Schale neben dem Frühstückstisch lagen. Langsam begann er ein Schreiben nach dem anderen zu öffnen und zu überfliegen, bis er zuletzt einen etwas dickeren Brief zur Hand nahm. Er schnitt das Couvert auf und faltete den großen Bogen auseinander. Mehrere Bankbilletts fielen auf den Tisch. Noch mehr verwundert begann er zu lesen:

„Lieber He! Zum ersten Mal seit mehr als 40 Jahren bin ich infolge meines hartnäckigen Leidens ans Bett gefesselt und kann diesmal nicht wie sonst am Weihnachtsabend die Vorbereitung spielen, wie ich das so gerne jedes Jahr gethan. Du weißt, daß ich einsame alte Frau mit dem Vergnügen gönnte, stets am Weihnachtsabend auf die Straße zu gehen und durch Geldspenden Tränen zu trocknen und Leid zu lindern.“

Du lächst gewiß über diese eigenthümliche Laune einer alten Jungfer. Ich weiß, daß du ein Zweifler bist, aber glaube mir, in den Stunden, in denen ich die Freude des Gebens empfunden, fühlte ich mich so glücklich, so emporgelobten, daß die Erinnerung daran lange, lange mein einsames Gemüth erhellte und mit jenes jugendliche Empfinden wiedergab, das Begeisterung und Hingabe schafft. Niemand habe ich, der mir den Dienst erweisen könnte, das Geld in dem Sinne zu verwenden, wie ich es seit Jahren gethan. In der großen Stadt wird sich dir eher Gelegenheit bieten. Außerdem wird dir die kleine Freizeittunde gewiß nicht unwillkommen sein. Hat doch das Schicksal dir alles gegeben, was einen Menschen nach außen hin unabhängig macht. Du wirst also deinem Geschick, dem du gleichgültig gegenüberstehst, vielleicht dankbar sein, wenn du sehen wirst, wie viele in Entbehrung dahin leben und zufrieden sind, wenn nur ein einziges Mal ein matter Sonnenstrahl des Glücks sie trifft.“

Bis Herbert hatte Walter Horn ziemlich verdrießlich gelesen. Jetzt war er unwillig den großen beschriebenen Bogen fort, das Wasser im Theetasse schlug große Blasen, der Dampf stieg in kleinen Tropfen auf den silbernen Fuß. Langsam sah er sich eine Tasse Thee ein, schlürfte vorsichtig den heißen Trank, nahm die verschiedenen Banknoten zusammen, und griff zu den Zeitungen. Sein sonst so reges Interesse für alle Vorgänge der Politik schien heute scheinbar durch den Brief der Tante in den Hintergrund gedrängt. Sein Mißmuth, der ihn schon beim Erwachen begleitet wick nicht. Er überlegte hin und her, was er mit dem Gelde anfangen sollte, um seiner Tante gerecht zu werden. Schon wollte er sich anschicken, das Geld einem Vereiner zu überweisen, als ein rasches Klingeln an der Thür aufhorchen ließ. Nach wenigen Augenblicken meldete der Diener seinen Hausarzt und Freund Dr. Walden, der dem Diener auf dem Fuße folgte.

„Walter, Walter, in diesem Bad-Ofen müßt du ja um den letzten Rest deiner Nerven kommen. Wie hältst du's hier aus? Kein Wunder, daß bei einer solchen Verweildung dein Rattarrh dich in kurzer Zeit eine Reife nach dem Süden kosten muß. Wenn du noch Thee im Kessel hast, so schenke mir eine Tasse ein und dann begleite mich ein wenig. Das Wetter ist einfach ideal, und die Luft so rein und erquickend, daß man seine Lungen in Gesundheit haben kann. Also rasch mein Jung!“

Während Dr. Walden so fortplauderte, sah Walter den Pelz an, knöpfte langsam seine Handschuhe zu, um dem Freund noch einige Augenblicke Zeit zu dem häufigen Frühstück zu lassen. Der Diener öffnete die Thür, als plötzlich ein junges Mädchen in Halt die Treppe herunterstürzte und auf Dr. Walden zuquittete. „Herr Doktor! Herr Doktor Walden!“ fragte sie ängstlich. Der Arzt küßte erkaunt den Hut. „Ich sah Ihren Wagen, da bin ich hier heruntergelaufen, meine arme Mutter ist plötzlich erkrankt. Ganz rath- und hilflos bin ich, ich kann sie nicht verlassen, helfen Sie, helfen Sie mir bei.“

Obne die Antwort des Verblüfftesten abzuwarten, stürzte sie davon. — Mechanisch folgte ihr der Doktor mit Walter. Sie eilten drei Treppen hinauf und traten in die halbgediehene Thür einer kleinen Wohnung, aus der ihnen eine eifrig Ralle entgegenwies. Auf dem geöffneten Bette lag regungslos die Gestalt einer Greisin.

Im nächsten Augenblick war der Doktor an das Bett getreten und ver-

fuchte die anscheinend Leblose in eine bessere Lage zu bringen.

Während das Mädchen sich bemühte, die starren Hände der Mutter in den ihren zu erwärmen, wendete er sich ihr zu:

„Vor allen Dingen, Fräulein, sorgen Sie für ein warmes Zimmer, für ein gutes Glas Wein, hier ist's erbarlich kalt.“

Die Angeredete erröthete. Einen Augenblick lang schien sie zu überlegen, dann, sich zur Thür wendend, sagte sie: „Ich konnte Mama seit gestern nicht verlassen, daher fehlt uns das Nöthigste.“ In dem sie die kleine Lüge aussprach, wandte sie sich ein wenig ab, weil ihr der durchdringende Blick des Arztes, der in ihrer Seele zu lesen schien, weh that. Doch ehe der Doktor noch etwas erwidern konnte, sagte Walter: „Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen ein klein wenig aushelfe. In wenigen Minuten wird das Nöthigste herbeigeschafft sein.“ Während der Doktor die matten Pulschläge der Kranken fühlte, hatte er Mühe, sich in dem überaus bürtig ausgestatteten Zimmer umzuschauen, und endlich seine Blicke auf der Gestalt des jungen Mädchens ruhen zu lassen, die ängstlich am Fußende des Bettes stand. Er glaubte, selten etwas feineres, niedrigeres gesehen zu haben. Wie ein heiligeschein umrahmte das blonde Haar ein kleines Köpfchen. In dem ovalen Gesicht schimmerten die großen braunen Augen wie tiefe Seen, und der kleine schmerzverzogene Mund erzählte von Entbehrungen und ersten Tagen. Auf seine aufmunternden Worte erzählte das Mädchen eine traurige Geschichte von zwei einsamen Menschen, die so alltätlich schien und doch eine ganze Welt von Trauer und Bitterkeit, von Noth und Entbehrung in sich barg.

Der Vater war Offizier gewesen, hatte früh seinen Abschied bekommen. Die Brüder waren theils in Rabattenkorps untergebracht, theils zur See gegangen, um der Eltern Hilfe so früh als möglich entbehren zu können. Nach langem Stiehung stand der Vater, die Mutter, vor der Zeit ergraut und durch ein Augenleiden nicht mehr im Besitze ihrer vollen Sehkraft, war gezwungen, die häßliche Anwesenheit der einzigen Tochter zu beanpruchen. So konnte Maria wenig zur Erhaltung des so winzigen Hausstandes beitragen, und die geringe Pension reichte kaum für das Nöthigste. Inzwischen war Walter in Begleitung seines Dieners erschienen, hatte das Zimmer beizen lassen und den Wein entfort, aus dem das junge Mädchen der Mutter einige Tropfen einflößte. Nach wenigen Minuten entfernten sie sich, und der Arzt versprach, am nächsten Tage noch einmal vorzusprechen.

Die beiden Freunde bestiegen schweigend ihren Schlitten und fuhren durch die Alleen des Thiergartens. Endlich brach Dr. Walden das Schweigen. „Das ist ein Elend! Da steigt man zu auch die treppchenbelegten Treppen hinauf und abt gar nicht, daß ein so prunkvolles Haus ein so bescheidenes Stübchen bergen kann, in dem Hunger und Kälte häßliche Gäste sind. So verblühen manche reizvolle Blumen, die würdig wären, eine behagliche Stätte zu zieren. Als Arzt bin ich dort kaum nöthig, da muß anders geholfen werden.“ „Das wird schwerhalten“, meinte Walter, „wie soll man da wasagen, ein Almosen zu bieten.“

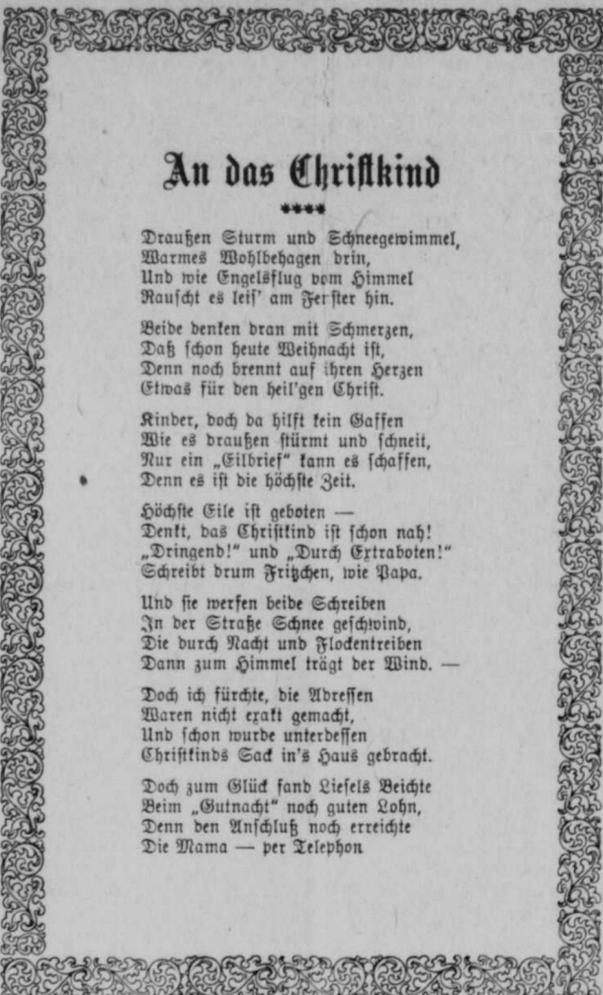
„Ueberlege dies. Du hast genug Zeit dazu, morgen besprechen wir die Sache. Nun Gott befohlen, mein Ziel ist nah, ich rath dir, den Weg noch einmal zu Fuß zu machen, dann habe ich bei dir meine ärztliche Pflicht gethan und für guten Appetit und Verdauung gesorgt.“ Damit sprang er lachend aus dem eben haltenden Schlitten, schüttelte dem Freunde kräftig die Hand und verschwand im Fluß des nächsten Hauses. Walter ging nachdenklich weiter. Unablässig stand das Bild des Mädchens vor seinen Augen. Er sah ihre angstverzerrten Züge, und zum ersten Male regte sich in ihm ein warmes Empfinden, eine Sehnsucht, ein Wunsch, dieses bleiche Gesichtchen in warmer Freude aufleuchten zu sehen. Es erschien ihm so eigen vertraut, so bekannt.

Doch wie konnte er, ohne zu verlegen und aufdringlich zu erscheinen, hier helfen? Mechanisch war er weitergegangen. Nach einer Stunde besand er sich, ohne daß er es so recht wußte, vor seiner Hausthür. Heiter und erfrischt betrat er seine Wohnung und war nicht wenig erkaunt, von dem Diener zu hören, daß das Fräulein bereits hier gewesen, sich für seine Hilfeleistung bedankt, den gefandten Rath jedoch zurückgewiesen habe. Mit einem Male war bei Walter die frohe Stimmung verflogen.

Auch das Wohlthun schien unter Umständen nicht so einfach zu sein. Dazu brannten ihm noch immer die von der Tante geschickten Banknoten auf der Seele, die sollte und mußte er doch unter allen Umständen loswerden.

Endlich beschloß er, sich persönlich nach dem Ergehen der Kranken zu erkundigen. Möchte der Zufall das Uebtrige thun. —

Die Dämmerung hatte ihre dunklen Schleier über die Erde gebreitet, ein



An das Christkind

Draußen Sturm und Schneegewimmel, Warmes Wohlbehagen drin, Und wie Engelsflug vom Himmel Raucht es leis' am Fenster hin.

Beide denken dran mit Schmerzen, Daß schon heute Weihnacht ist, Denn noch brennt auf ihren Herzen Etwas für den heil'gen Christ.

Kind, doch da bist kein Gaffen Wie es draußen stürmt und schneit, Nur ein „Silberf“ kann es schaffen, Denn es ist die höchste Zeit.

Höchste Eile ist geboten — Denkt, das Christkind ist schon nah! „Dringend!“ und „Durch Ertraboten!“ Schreibt drum Fröhchen, wie Papa.

Und sie werfen beide Schreiben In der Straße Schnee geschwind, Die durch Nacht und Flodentreiben Dann zum Himmel trägt der Wind. —

Doch ich fürchte, die Adressen Waren nicht exakt gemacht, Und schon wurde unterdessen Christinds Soad in's Haus gebracht.

Doch zum Glück fand Liefels Beichte Beim „Gutnacht“ noch guten Lohn, Denn den Anschlag noch erreichte Die Mama — per Telephon

eifriger Wind segte seines Flodengeriefes gegen das Fenster des Stübchens, vor welchem Marion von Lessen in Gedanken stand. Plötzlich schredte ein Klopfen das junge Mädchen auf. Sie wandte sich um und noch ehe sie etwas sagen konnte, stand Walter Horn in der geöffneten Thür.

„Verzeihen Sie, daß ich es noch einmal wage, mich persönlich nach dem Befinden Ihrer Mutter zu erkundigen und Ihnen meine Hilfe anzubieten, da Sie die Kranke wohl jetzt nicht verlassen können.“ Marion hatte nichts erwidert, nur mit einer einladenden Handbewegung ihn aufgefordert, Platz zu nehmen.

Während sie die kleine Lampe anzündete, fiel der helle Schein der aufstodernden Flamme auf ihr bleiches Gesicht, und dem aufmerksam sie beobachtenden Manne schien es wieder so vertraut.

Jetzt schaute auch Marion auf und plötzlich stieg eine Gluthwelle in Walter Horns Antlitz.

„Marion von Lessen“, sagte er bebend. Sie entgegnete: „Walter Horn.“ Nach einer ferneren Pause begann das Mädchen:

„Begriffen Sie, daß mein Elend den Gipfelpunkt erreicht, wenn ich diese Hilfe von Ihnen annehmen? Gehen Sie und versuchen Sie um meinethwillen zu vergessen, daß Marion v. Lessen einmal schwach gewesen und um Hilfe gerufen.“

Walter war aufgestanden. Er suchte vergebens seine Erregung zu bemeistern. Endlich gelang es ihm. In ruhiger Weise, wie er es selbst kaum geglaubt, sprach er: „Gibt es denn kein Vergeben, kein Vergessen? Warum wollen Sie mir einen übermüthigen Knabenstreich so hoch anrechnen, Sie wissen, daß das äußere Glück mich verfolgt, daß ich alles mein nennen dürfte, wonach ich mich gefehnt. Und als Sie sich mir versagten, nachdem ich um Ihre Zuneigung gesiebt, nur um einer Laune willen unser beider Glück vernichtet, mühte ich da nicht hart werden?“

„Sie waren zu selbstbewußt, Walter Horn, Sie glauben, daß dem Golde sich alles fügen mußte. Der reiche Fabrikantensohn durfte nur die Hand ausstrecken nach der armen Bettelprinzessin, sie mußte gehorchen. Sie sollten sich doch wenigstens einmal verrechnen haben.“

„Und doch weiß ich, daß ich mich nicht verrechnete, daß es falscher Stolz gewesen, der uns trennte.“

„Wie können Sie das behaupten?“ erwiderte sie erregt. Er nahm aus seinem Portefeuille einen kleinen Brief heraus, den er dem Mädchen überreichte.

„Von Herbert,“ stammelte sie verwirrt, und dann las sie, und Thräne auf Thräne rollte auf das kleine vergilbte Briefchen. Herbert war der Freund Walter Horns gewesen. In seinem sechzehnten Jahr war er zur See gegangen und hatte zeitweise dem Jugendfreunde Radrath gegeben. Vor fünf Jahren, auf einer Reise nach den Südpoleiseln schwer erkrankt, hatte er nächst den Briefen an die Seinen eine kurze Mitteilung für Walter niedergeschrieben. Ein Kamerad brachte nach einigen Monaten mit seiner Todesnachricht die Briefe an die bestimmten Adressen. In kurzen, fast abgerissenen

Worten bat Herbert den Freund sich seiner Mutter und Marion anzunehmen, denn er wußte, daß seine kleine Prinzessin im innersten Herzen ein warmes Gedanken dem Jugendfreund bewahrt hatte.

Schweigend reichte sie ihm den Brief zurück. Die wenigen Worte des in der Ferne verstorbenen Bruders hatten Erinnerung wachgerufen, die sie vergessen glaubte. Sie sah sich wieder als junges vielumvorbeiges Mädchen in ihrer Vaterstadt und durchlebte im Fluge jene köstlichen Stunden des Triumphes, in welchen sie die Schaar ihrer Verehrer in übermüthiger Weise behandelte. Damals fügte sich wohl fast jeder ihrer Laune, nur Walter machte eines Tages ein Ende, indem er rüchichtslos Gleiches mit Gleichem vergalt und der Bettelprinzessin, wie er sie nannte, zeigte, daß es eine Grenze gab für alles im Leben, selbst für die Launen eines geliebten Mädchens.

Die Familie Lessen war dann fortgezogen. Ihr Leben gestaltete sich immer sorgenvoller. Der Tod riß die Nächsten von ihrer Seite, während Walter in der Residenz des Lebens Freuden bis zum Ueberdruß genoss. Nach zehn Jahren hatte das Schicksal sie in so eigener Weise heute zusammengeführt.

„Weisen Sie mich heute nicht fort, Marion, schon um des Lobten willen, der uns beiden lieb gewesen.“

„Einsam ist es um uns geworden. Jetzt uns da nicht ein gültig Geschick, daß wir miteinander gehen sollen?“ Sie hörte, daß die Mutter erwacht war, und eine leise Entschuldigend stammeln, eilte sie zu ihr. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie endlich, die Mutter am Arm führend, wieder aus dem Nebenzimmer eintrat. „Mütterchen, hier ist Walter Horn, ein Schulfamerad Herberts. Er will dir Guten Abend sagen.“ Die alte Frau stredte tastend ihre Rechte aus, die Walter in warmem Druck umschloß. Sie zog ihn sofort in ein lebhaftes Gespräch und sichtlich belebten sich ihre Züge, während sie von der Vergangenheit sprach, in der sie ganz zu leben schien, da ihr die Gegenwart so wenig Frohes brachte.

In lebhaftem Gespräch verging die Zeit. Erstaunt brach Walter auf, als die kleine Rudersuhr die neunste Stunde kündete. Mit warmem Händedruck schied er von den beiden Frauen, und als er schlichtern, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, sie bei, am Weihnachtsabend sich bei ihnen zu Gast laden zu dürfen, da sah er zu seiner heimlichen Freude, wie es in Mariens Augen hell aufleuchtete.

Während das junge Mädchen die Thür öffnete, um Walter das Geleit zu geben, flüsterte er ihr in's Ohr: „Den Weihnachtsbaum darf ich doch am Vormittag selbst bringen?“

„Und wir schmücken ihn zusammen, während die Mutter schläft,“ war die ebenso leise Entgegnung, die ein warmer Händedruck begleitete.

Als Walter langsam die Treppe hinunterstieg, war es ihm, als wäre er wieder der stürmische, übermüthige Jung, der in jedem Moment aufgeschlag war, einen lustigen Streich auszuführen. So froh und leicht fühlte er sich, so voller Hoffnung.

Zum ersten Male seit langen Jahren freute er sich auf den Weihnachts-

abend, zum ersten Male seit langer Zeit hatte er viel, viel Arbeit vor sich. Unwillkürlich griff er nach seiner Tasche, da knisterten die Scheine seiner alten Tante. Jetzt wußte er, daß er nicht allein mehr nöthig haben würde, für Tante Winkens Vorbereitung zu spielen, Marion würde ihm helfen.

Ein glückliches Lächeln verklärte sein Gesicht. Der Weihnachtsabend brachte ihm gewiß Erfüllung seiner Hoffnungen, der Wünsche, die er längst vergessen, die aber jetzt mit allen liebsten Erinnerungen gleich Frühlingswägen sein Herz warm durchfluteten.

Das Weihnachtslicht.

Von Theodora Knauth.

In ein Mansardenstübchen sollt ihr mich heute begleiten, wo Großmutter Weihnachten feiert. Es ist ein gar liebliches und trauliches Gemach; altmodische Gemälde von theuren Familienmitgliedern zieren die Wände, blühende Topfpflanzen duften und nicken vom Fensterbrett. Dazwischen hängt ein geräumiger Bauer mit einem Wädelin, das schlaftrunken sein weißes Köpfchen unter den Flügel verbirgt und von Frühling und Sonnenschein träumt! Auf einem Tischchen, inmitten des Zimmers steht ein schon reichlich mit Lichtern versehener Tannenbaum. Aber Großmutter besetzt mit ihren alten, zitternden Fingern immer noch hier und da eine Kerze in den frischgrünen Zweigen, bald eine bunte, schön roth- oder blaugefärbte, und bald eine schneeweiße. Jedes von diesen Lichtern ist dem Andenken einer geliebten Person geweiht; die weißen gelten den Todten, die bunten den Lebenden! Ach, es ist manches weiße darunter, denn Großmutter ist schon alt, und viele liebe Menschen, die ihrem Herzen nahestanden, wohnen längst nicht mehr auf der Erde!

Endlich ist ihre Arbeit vollendet. Die Lichter brennen alle am Baum, und sie sitzt mit gefalteten Händen in ihrem Lehnstuhl daneben, den sie sich dicht herangeschoben hat. Ihre Gedanken wandern zurück in das Land der Vergangenheit, so feiert sie Weihnachten mit ihren fernem Lieben! Hoch auf dem obersten Ast der Tanne, in einsamer Höhe thront ein schönes, hellblaues Licht, auf dem ruhigen Großmutter's Augen mit ganz besonders zärtlichem Ausdruck. Ihrem einzigen Entelkind gilt dieses Licht, dem vierzigjährigen Hansel, den sie bis jetzt nur im Bilde gesehen hat. So Gott will, wird ihr aber im neuen Jahr endlich ein Wiedersehen mit ihren Kindern beschied, die sich fern von ihr über'm Weltmeer eine Heimath gegründet haben und sich glücklich dort fühlen.

Sobald die Tage erkte wieder schön warm und hell sind, dann kommen sie zu Besuch berüber auf lange, herrliche Wochen, der geliebte Sohn und das sanfte Schwiegermütterchen und vor allen Dingen Hansel, ihr Hansel! Wie sie ihn liebt, diesen Hansel!

Selig lächelnd greift die alte Frau nach einem Bild, das unweit von ihr auf dem Glashrank steht, und vertieft sich sehnsüchtig in die kindlichen Züge des kleinen Schwarztopfs, der ihr so truglich und selbstbewußt aus dem Rahmen entgegenschaut. Sie gleitet lieblosend mit ihrer welfen Hand über das kühle Glas, als ob sie der Wildfang dort streicheln wollte. Dann schweifen ihre Augen wieder träumerisch zu dem hellblauen Licht empor, und plötzlich fährt sie erschrocken von ihrem behaglichen Sitz auf. Eine eifrige Angst zehrt lärmend durch alle Glieder! Das hellblaue Licht thront nicht mehr so breit und sicher auf seiner einsamen Höhe, es tropft und tropft, und die klebrigen Wachsperlen streben bereits der weißen Tischdecke zu. Unwillkürlich trampfen sich Großmutter's Hände zusammen! Herzgott im Himmel, ihrem Herzblatt, dem Hansel, wie doch nichts zugestoßen sein! Nur das nicht, o Gott, nur das nicht! ...

Das angstvolle Großmutterbrot klopf in rasender Eile, und wie ein Schleier legt es sich vor die guten, treuen Augen und verdunkelt den strahlenden Glanz der Weihnachtsstanne.

Zu derselben Zeit klingelt es draußen im Fluß, und eine Minute später tritt Lene, die alte Köchin und Vertraute, ins Zimmer, schwingt triumphierend ein umfangreiches Schreiben in der rothen, abgearbeiteten Faust und ruft voller Jubel:

„Von unseren Kindern aus Amerika, Frau Rätlin, und just zum Heiligabend!“

„Bis her, gib her“, stammelt die Großmutter, die ihre Erregung nur noch mühsam bemeistern kann.

Lene schaut verwundert in das verstörte Gesicht ihrer Herrin, dann versteht sie grabstillsch und topfschüttelnd davon! Großmutter reißt den Umschlag herunter und beginnt zu lesen, kaum daß sie zu athmen waagt! Es dauert lange, sehr lange, bis sie fertig ist, und nun sitzt sie im Lehnstuhl. Ein befeindendes Lächeln klärt das verängstigte Antlitz mit einem Mal auf, wie wenn der Mond freundlich durch regenschwere Wolken zu leuchten beginnt.

Noch einmal und noch einmal liest sie die folgenden Worte:

„Geliebte Mutter! Zum Heiligen Abend gerade wirst Du die Nachricht empfangen, daß unser Hans nicht mehr der Weihnachtskerze der Kinderstube ist. Ein blaunäsiges, goldhaariges Schwertlein liegt seit gestern neben ihm in der Wiege, und unser verwöhnter Kronprinz betrachtet es vorläufig noch mit

recht ungnädigen Blicken. Aber er wird sich wohl allmählich daran gewöhnen, daß sich nun nicht mehr im Hause um ihn allein alles dreht, und daß es jetzt noch ein zweites kleines Wesen gibt, mit dem er sich in die Liebe der Elternherzen und auch Deines Großmutterherzens theilen muß! Wie wirst Du Dich darüber freuen, wenn Du beide im Sommer zu sehen bekommst! ...“

Schmunzelnd trippelt Großmutter ins Nebenzimmer, wo sie ein Weichlein in ihrer Schublade umhertrant, und als sie wieder erscheint, halten die alten Hände ein schönes, rosenrothes Wachskerzchen zärtlich umschlossen. Das pflanzt sie behutsam dicht neben dem hellblauen auf, wischt mild und begütigend die Wachsropfen von dem thranenden Lichtchen herunter und murmelt glücklich vor sich hin:

„Nicht weinen, nicht weinen, Hansel, ich bin ja so froh, daß ich nun ihrer zweie habe! O, du segnetes Weihnachtsfest!“

Weihnachtslegen.

Der grüne, dichtverwehte Zweigenwald des duftenden Tannenbaumes ist mit Lichtern überfät, alle entzündet an jenem Licht, das der göttliche Knabe von Bethlehem ins Dunkel der Welt trug, und das nun nie mehr erlöschen kann. Wie Sternlichter strahlen sie alt und jung ins Herz, beseligend, neue Güte weckend, Startheit und Kälte in Weichheit und Wärme wandelnd. Vom stolzen Palast herab bis zur bescheidenen Hütte ist heute ein jedes Haus ein lichtgeweihtes. Draußen hat die Erde im tiefsten, winterlichen Dunkel ihr Bettlergewand angelegt, und in den Häusern drinnen ist man so reich, so froh und glücklich. Die äußerliche Armuth und der innerliche Segen blickt beieinander. Der Kinderjubel tönt laut, keines der Kleinen braucht mehr zu zählen, wie oft es noch bis zu Christkinds Ankunft schlafen gehen muß. Das Christkind ist wirklich da, und ein jedes ward seines Segens theilhaftig. „Dies ist der Tag, den Gott gemacht.“ — Die Thür zum Paradiese der Menschheit ward uns wieder aufgestan. Soll sie uns nach wenigen Festtagen verschlossen werden bis zu einem neuen Christfest? Den hellen Lichtpfad, der uns hinführt zu der Menschen Paradies, wollen wir weiterhin sehen und wandeln, auch wenn uns der Alltag, die Pflicht, die Sorge, der Kampf, feindliche Gewalten hinauszuwürgen auf die Hochfluth des Lebens. Wir lassen uns so glücksfreudig einspinnen von dem alten, aber ewig neuen, wunderbaren Zauber der Segen, heiligen Nacht. Ihren tiefen Segen wollen wir hinüberbetreten in die kommende Zeit. Licht war es jetzt um uns, Licht soll es in uns bleiben. Wie sehnen wir uns nach der Sonne, wenn sie uns nur wenige Tage fehlt; unser Inneres kann und will sein Licht erst recht nicht missen. Was das Weihnachtslicht das trostlose Winterdunkel überstrahlt, so soll die Lichtgabe des Lichtfestes, die aus Gott geborene Liebe, welche nie aufhört, über alles siegen, was die Welt entwirrt. Als Christgabe soll sie auf's Neue unser Herz erfüllen, daß es Weibetage erlebe auch nach der Weihnacht, und daß der Engelsbotschaft aus fernem, himmlischen Höhen ein Widerhall werde aus der Stätte der Menschen: „Frei sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

H. Doertamp.

Vom Alter des Weihnachtsbaumes.

Nach neuem Forschungen stammt die älteste Weihnachtsstanne aus dem Jahre 1604; zu Straßburg im Elsaß wurde sie ermittelt. Dem mit Lichtern geschmückten Weihnachtsbaum in der heutigen Bedeutung begegnet man auf deutschem Boden zuerst 1737 in einer Schrift über „Heilige Christgebente“.

Verfasser war der sächsische Rechtsgelehrte Gottfried Klingling. Dort heißt es: „Wenn die Ueberlieferung der Geschenke denn doch unter gewissen Feierlichkeiten geschehen soll, so gefällt mir noch am besten die Art und Weise, wie eine Frau, welche auf einem Hofe wohnt, die Vorbereitung veranstaltet. Am Heiligabend stellt sie in der Stube so viele Bäumchen auf, wie sie Personen beschenten wollten. Aus deren Höhe, Schmutz und Reihfolge in der Aufstellung konnte eine jede alsbald erkennen, welcher Baum für sie bestimmt war. Sobald die Geschenke verteilt und darunter ausgelegt und die Lichter auf den Bäumen angezündet waren, traten die Thüren der Reibe nach in das Zimmer und ergriffen ein jedes von dem für sie bestimmten Baum und dem darunter bescheerten Sachen Besiß ...“

Jeder ist sich selbst der Nächste — und da soll es den Menschen an Nächstenliebe fehlen? ...

Es ist schwer, sich nach der Dede zu strecken, wenn man keine hat.

Mußt du Haare lassen, so öffere ein Büschel freimüthig; man könnte dir sonst den Stalp ganz abziehen.

Wenn der Zensurbirektor sich viele Freunde machen will, so schreibt er jedem Volksgähler ins Notizbuch: Sein Vaterland muß größer sein!